

Die Neue Welt

Nr. 39

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Hans eilte an's Fenster. Es war geschlossen, die Läden vor. Er drehte sich um, durchsuchte die dunklen Ecken mit ängstlichem Blick und entdeckte, daß die Vorhänge des Bettes ausgezogen waren. Er lief hin, riß sie auseinander. Seine Mutter ruhte auf dem Lager, das Gesicht in das Kopfkissen vergraben, das sie mit den zusammengekrampften Händen über den Kopf gezogen hatte, um nichts mehr zu hören.

Er meinte zuerst, sie sei erstickt. Dann packte er sie bei den Schultern, wendete sie um, ohne daß sie das Kopfkissen losließ, das ihr Gesicht verbarg und in das sie biß, um nicht zu schreien.

Aber die Berührung mit diesem starren Körper, mit diesen krampfhaft geschlossenen Armen zeigte ihm ihre furchtbare Qual. Er errieth aus der Energie und Kraft, mit der sie mit Fingern und Zähnen das geblähte Federkissen an den Mund, auf Augen und Ohren presste, damit er sie nicht sähe und nicht mit ihr spräche, errieth durch die Erschütterung, die sich ihm mittheilte, wie entsetzlich man leiden kann. Und sein Herz, seine einfache Seele ward von Mitleid zerrissen. Er war nicht ihr nachsichtiger Richter, er war ein Mensch voll Schwäche und ein zärtlicher Sohn. Er wußte nichts mehr davon, was der Andere ihm gesagt hatte. Er dachte nicht nach, er redete nicht, er streichelte nur mit seinen Händen den starren Körper seiner Mutter. Und da er das Kissen nicht von ihrem Gesicht reißen konnte, küßte er ihr Kleid und rief: „Mama! Mama! Meine arme Mama! Sieh' mich an.“

Man hätte sie für todt halten können, wenn nicht über ihre Kleider ein fast unsichtbares Zittern gelaufen wäre, wie das Beben einer gespannten Saite. Er wiederholte: „Mama! Mama! Höre mich an. Es ist nicht wahr. Ich weiß, daß es nicht wahr ist.“

Sie bekam wieder einen Krampf, ein Schütteln. Dann plötzlich schluchzte sie unter dem Kissen. Da ließ die Spannung ihrer Nerven nach, ihre starren Muskeln wurden weich, ihre Finger öffneten sich allmählich, ließen das Kissen los und er entblöhte ihr Gesicht.

Es war bleich, todtenbleich. Und aus ihren geschlossenen Lidern tropften Thränen. Er schlang eine Arme um sie, er küßte ihre Augen langsam mit langen Berzeiwungsküssen, die sich mit ihren Thränen mischten. Und er sagte immerfort: „Mama, meine liebe Mama! Ich weiß ja, es ist nicht wahr. Keine nicht, ich weiß es, es ist nicht wahr.“

Sie erhob sich, setzte sich auf, blickte ihn an, und mit jener äußersten Muthanstrengung, der man unter gewissen Umständen bedarf, um sich zu tödten, sagte sie zu ihm: „Doch, es ist wahr, mein Kind.“

Und schweigend blieben sie einander gegenüber. Sie schluchzte noch ein paar Augenblicke, hob die Brust und neigte den Kopf rückwärts, um zu athmen. Dann überwand sie sich wieder und sagte noch einmal: „Es ist wahr, mein Kind. Wozu lügen? Es ist wahr. Du würdest mir doch nicht glauben, wenn ich lüge.“

Sie sah aus wie eine Verriäde. Im Entsetzen sank er auf die Kniee neben dem Bett und flüsterte: „Schweige, Mama. Schweige doch.“

Sie war aufgestanden mit entsetzlicher Energie und sagte entschlossen: „Aber ich habe Dir nichts mehr zu sagen, mein Kind. Adieu.“

Und sie ging zur Thür.

Er schloß sie in die Arme und rief: „Mama, was willst Du thun, wo gehst Du hin?“

„Ich weiß nicht, wie soll ich's wissen? Ich habe nichts mehr zu thun — ich bin ja ganz allein.“

Sie machte sich los und wollte fliehen. Er hielt sie zurück und fand nur ein Wort, das er immer wiederholte: „Mama! Mama! Mama!“

Und sie sagte, indem sie sich bemühte, seine Umarmung abzuschütteln:

„Nein, nein. Ich bin Deine Mutter jetzt nicht mehr, ich bin nichts mehr für Dich, für Niemand. Nichts, nichts. Du hast keinen Vater mehr, keine Mutter mehr, mein armes Kind. Leb' wohl!“

Er begriff plötzlich, daß, wenn er sie fortließ, er sie nie wiedersehen würde. Und er hob sie auf und trug sie zu einem Lehnstuhl, setzte sie mit aller Gewalt hinein, kniete vor ihr nieder und umschlang sie fest mit seinen Armen.

„Du wirst nicht fortgehen, Mama. Ich liebe Dich und behalte Dich bei mir. Du bleibst immer bei mir, Du gehörst mir.“

Sie flüsterte mit müder Stimme: „Nein, mein armer Junge, das ist nicht mehr möglich. Heute Abend weinst Du, und morgen würdest Du mich vor die Thür setzen. Du wirst mir auch nicht verzeihen.“

Er antwortete mit solch' stürmischer, aufrichtiger Liebe: „Jah? Jah? Du kennst mich ja garnicht!“ daß sie einen Schrei ausstieß, mit beiden Händen in sein Haar griff, seinen Kopf nahm, ihn heftig an sich zog und ihn wie wüthend über das ganze Gesicht küßte.

Dann blieb sie unbeweglich, die Wange gegen die Wange ihres Sohnes gelehnt und fühlte durch den Bart hindurch wie sein Fleisch brannte. Und sie sagte ihm ganz leise in's Ohr: „Nein, Hanschen, morgen würdest Du mir nicht mehr verzeihen. Du glaubst es jetzt, aber Du täuschest Dich; heute Abend hast Du mir verzeihen, und diese Verzeihung hat

mir das Leben gerettet. Aber Du darfst mich nicht wiedersehen.“

Er presste sie an sich: „Mama, sag' das nicht.“ „Doch, mein Kind. Ich muß fort. Ich weiß nicht, wohin, ich weiß nicht, was ich thun werde, was ich sagen will. Aber es muß sein. Ich kann Dich nicht wieder ansehen, Dich nicht mehr küssen. Verstehst Du das nicht?“

Nun flüsterte er ihr leis in's Ohr:

„Mein liebes Mütterchen, Du bleibst! Ich will es und ich brauche Dich. Du mußt mir schwören, daß Du mir gehorcht, und zwar sofort.“

„Nein, mein Kind.“

„O Mama, Du mußt. Hörst Du, Du mußt.“

„Nein, mein Kind, das ist unmöglich. Ich mache uns ja Allen das Leben zur Hölle. Ich weiß seit vier Wochen, was das für eine Qual ist. Du bist jetzt weich, aber wenn das vorüber ist, wenn Du mich ansiehst, wie Peter mich ansieht, wenn Du daran denkst, was ich Dir gesagt habe — nein, mein Hanschen. Denke doch, denke doch, ich bin Deine Mutter.“

„Du darfst nicht fort, Mama, ich habe nur Dich.“

„Aber denke doch, mein Sohn, daß wir uns garnicht mehr ansehen können, ohne roth zu werden, ohne daß ich vor Scham sterbe, und daß ich vor Deinem Blicke meine Augen zu Boden schlagen muß.“

„Das ist nicht wahr, Mama.“

„Ja, ja, ja, es ist wahr. Ach, ich habe ja all' die Kämpfe wohl verstanden, die Dein armer Bruder durchgemacht hat, vom ersten Tage ab. Wenn ich jetzt nur seinen Schritt im Hause höre, klopf mir das Herz, als wollte es die Brust zersprengen. Wenn ich seine Stimme höre, ist mir, als würde ich ohnmächtig. Dich hatte ich noch, Dich. Jetzt habe ich auch Dich nicht mehr. O, mein Hanschen, glaubst Du, ich könnte es aushalten, zwischen Euch weiter zu leben?“

„Doch, Mama. Ich will Dich so lieb haben, daß Du nicht mehr daran denkst.“

„Ach, das ist ja nicht möglich!“

„Ja, es ist möglich.“

„Aber wie soll das möglich sein, daß ich nicht mehr daran denke, immer zwischen Deinem Bruder und Dir? Werdet Ihr denn nicht mehr daran denken?“

„Ich kann's Dir schwören.“

„Aber Du wirst jeden Augenblick den ganzen Tag über daran denken.“

„Nein, das schwöre ich Dir. Und dann hör' zu, wenn Du fortgehst, gehe ich in den Krieg und lasse mich todt schießen.“

Sie war zu Tode erschrocken durch diese kind-

siche Drohung und unarmte Hans und streichelte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Er fuhr fort: „Ich liebe Dich mehr als Du denkst, viel, viel mehr. Nur sei vernünftig, versuche nur mal, acht Tage da zu bleiben. Willst Du mir das versprechen? Acht Tage, das kannst Du mir nicht abschlagen.“

Sie legte beide Hände auf Hans' Schultern, und indem sie ihn mit ausgestreckten Armen von sich abhielt, sagte sie: „Mein Kind, wir wollen versuchen, ruhig zu sein, und nicht weich werden. Laß' mich zunächst mal mit Dir sprechen. Wenn ich von Deinen Lippen nur ein einziges Mal das höre, was ich seit vier Wochen von Deinem Bruder höre, wenn ich ein einziges Mal in Deinen Augen lesen müßte, was ich in den seinen lese, wenn ich nur durch ein Wort, durch einen Blick merken sollte, daß ich Dir verhaßt bin wie ihm, eine Stunde darauf, hörst Du, eine Stunde später wäre ich fort auf Nimmerwiedersehen.“

„Mama, ich schwöre Dir . . .“

„Laß' mich ausreden. Seit vier Wochen habe ich so gelitten, wie ein Mensch nur leiden kann. Vom Augenblicke an, wo ich begriff, daß Dein Bruder, daß mein anderer Sohn mich in Verdacht hatte, daß er von Minute zu Minute mehr die Wahrheit errieth, waren alle Augenblicke meines Lebens eine Qual, wie ich sie Dir nicht ausdrücken kann.“

Es klang ein so schwerlicher Ton aus ihrer Stimme, daß Hans mit ihr litt, und seine Augen sich mit Thränen füllten. Er wollte sie küssen, aber sie rief ihn zurück.

„Laß' mich. Hör' mich an. Ich muß Dir noch viel sagen, damit Du Alles verstehst. Aber Du wirst es nicht verstehen. Wenn ich nämlich bleiben sollte, müßte . . . Nein, ich kann nicht.“

„Sage doch, Mama, sage.“

„Nun, also gut. Dann habe ich Dich wenigstens nicht hintergangen. Ich soll bei Dir bleiben, nicht wahr? Damit dies möglich ist, damit wir uns noch sehen, noch sprechen, noch den ganzen Tag im Hause kreuzen können — denn ich wage ja keine Thür mehr aufzumachen, immer in der Angst, daß Dein Bruder dahinter steht, — dazu brauchst Du mir nicht zu versprechen, — nichts that woher, als Versprechen — nein, nur zürnen darfst Du mir nicht um des Geschehenen willen. Du müßtest Dich stark genug fühlen, anders wie andere Menschen, um Dir, ohne zu erschrecken, sagen zu können, daß Du nicht Roland's Sohn bist. Ich habe genug gelitten, ich habe zuviel gelitten. Ich kann nicht mehr. Nein, nein, ich kann nicht mehr. Und das ist nicht seit gestern erst, das ist schon lange. Aber das kannst Du mir begreifen. Damit wir noch zusammen leben, was noch können, was anarmen können, mein Häuschen, merke wohl, daß, wenn ich auch die Schritte Deines Vaters gewesen bin, ich doch mehr seine Frau, seine richtige Frau war, daß ich im Grunde meines Herzens mich nicht schäme, daß ich nichts bedauere, und daß ich ihn noch liebe, ihn, der tot ist. Daß ich ihn immer lieben werde, daß ich nur ihn geliebt habe, daß er mein ganzes Lebensglück, alle meine Hoffnung, mein Trost gewesen ist, mir Alles, Alles war — so lange, lange Zeit. Hör', mein Kind, vor Gott, der mich hat, nie hätte ich in meinem Leben etwas Gutes, Schönes gehabt, wenn ich ihn nicht begnadet wäre, nie Zärtlichkeit, Milde und Barmherzigkeit, keine jener Stunden, die es uns so schön machen, all zu werden. Ich verdanke ihm Alles. Ich habe nur ihn begehrt auf der Welt und auch Beide, Deinen Bruder und Dich, ohne daß was Alles leer, schwarz, kalt wie die Nacht. Ich hätte nie etwas gehabt, nichts gekannt, nichts gewünscht. Ich würde nur gemischt haben, denn ich habe viel gemocht, mein Häuschen. Ich weiß, ich habe gemocht, seitdem wir hierher gekommen sind. Ich hätte mich ihm geschloß mit Leib und Seele auf alle Ereignisse, mit meinem Glück. Und mehr als zehn Jahre bin ich seine Frau gewesen, wie er vor Gott mein Mann war, vor Gott, der mich geschaffen hatte. Alles für das Leben. Und dann mußte ich, daß

er mich weniger lieb hatte. Er war immer noch gut und zuvorkommend gegen mich, aber ich war ihm nicht mehr das, was ich ihm einst gewesen war. Es ging zu Ende. O, was habe ich geweint! Das Leben ist so eilend, ein einziger großer Betrug. Nichts bleibt. Und nun sind wir hierher gekommen. Ich habe ihn nie wiedergesehen, er ist nie gekommen. Er versprach es in jedem Brief, ich erwartete ihn immer. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Und nun ist er tot. Aber er liebte uns noch, da er doch an Dich gedacht hat. Ich werde ihn lieben bis zu meinem letzten Hauch. Und ich liebe Dich, weil Du sein Kind bist, und vor Dir kann ich mich seiner nicht schämen. Verstehst Du, das könnte ich nie. Wenn ich sterben soll, mußt Du es hinnehmen, daß Du sein Sohn bist, und wir müssen ab und zu von ihm sprechen dürfen, und Du mußt ihn ein wenig lieb haben, und wenn wir uns ansehen, müssen wir seiner gedenken. Wenn Du das nicht willst, wenn Du das nicht kannst, dann leb' wohl, mein Kind. Dann können wir nicht mehr beieinander bleiben. Jetzt will ich das thun, was Du entscheidest.“

Hans antwortete mit weicher Stimme: „Weibe, Mama.“

Sie drückte ihn in die Arme und begann wieder zu weinen. Dann sagte sie, mit ihm Wange an Wange gelehnt: „Ja, aber was soll aus Peter werden?“

Hans flüsterte: „Wir wollen schon etwas für ihn finden. Du kannst nicht mehr mit ihm zusammen leben.“

Beim Gedanken an den Aeltesten zog sich ihr das Herz zusammen. „Nein, das kann ich nicht, kann ich nicht, kann ich nicht.“

Sie warf sich an Hans' Brust und rief in Todesverzweiflung: „Rette mich vor ihm, Du mein Kleiner, rette mich! Thun' irgend etwas, ich weiß nicht was. Finde etwas. Nur rette mich.“

„Ja, Mama, ich werde etwas suchen.“

„Sofort. Es muß sein. Sofort. Verlaß' mich nicht. Ich fürchte mich so sehr vor ihm, fürchte mich so.“

„Ich werde etwas finden, das verspreche ich Dir.“

„Aber gleich, gleich! Du kannst Dir nicht denken, was in mir vorgeht, wenn ich ihn nur sehe.“

Dann flüsterte sie ihm ganz leise in's Ohr: „Behalte mich hier bei Dir.“

Er zögerte, dachte nach und begriff mit seinem geordneten Menschenverstand die Gefahr, die in dieser Lösung lag.

Aber er mußte lange sprechen, ihr zureden und mit genauen Beweggründen ihr Entsetzen und ihren Schrecken bannen.

„Nur heute Nacht,“ sagte sie, „nur heute Nacht. Du läßt morgen Roland sagen, daß wir unwohl gewesen ist.“

„Das ist nicht möglich, denn Peter ist nach Hans gekommen. Mama, nun hab' doch Muth. Ich will schon Alles in Ordnung bringen von morgen ab. Ich werde um neun Uhr bei Euch sein. Nun set' Deinen Hut auf, ich bringe Dich hin.“

„Ich will thun, was Du willst!“ sagte sie in kindlicher Ergebung, furchtlos und dankbar.

Sie versuchte aufzustehen, aber der Schlag war zu stark gewesen, sie konnte sich nicht auf den Füßen halten.

Da gab er ihr Fudertwasser zu trinken, Alkali einzunehmen und wusch ihr die Schläfe mit Essig. Sie ließ es geschehen, ganz gedrohen, aber erleichtert, wie nach einer Entbindung.

Endlich konnte sie gehen und nahm seinen Arm. Es schlug drei, als sie am Rathhaus vorbeikamen. Vor der Hausthür sagte er sie und sagte: „Adieu, Mama. Sei guten Muths.“

Mit eiligen Schritten ging sie die schweigende Treppe hinan und trat in ihr Zimmer.

Peter allein schloß nicht im ganzen Haus und hatte sie zurückkommen hören.

VIII.

Als Hans in seine Wohnung zurückgekehrt war, warf er sich auf das Sopha, denn derselbe Zimmer

und die Sorgen, die seinem Bruder die Lust ergaben, zu entfliehen wie ein gehektes Thier, wirkten anders auf seine ruhige Natur und machten ihn wie zerschlagen, daß er nicht mehr aufrecht stehen konnte. Er fühlte sich so mißlich, daß er kaum einer Bewegung fähig zu sein meinte. Er war unfähig, zu seinem Bett zu gehen, war schlaff als Körper und Geist, ganz verzweifelt und gebrochen. Die Reinheit seiner Sohnesliebe war nicht getroffen wie bei Peter, jene geheime Würde, die stolze Herzen umgiebt. Aber er war niedergeschmettert durch einen Schicksalsschlag, der zu gleicher Zeit seine liebsten Interessen bedrohte. Als sich seine Seele endlich beruhigt hatte, als seine Gedanken wieder klar geworden waren, wie wild bewegtes Wasser sich glättet, sagte er die Lage in's Auge, wie sie ihm eben enthielt war. Wenn er das Geheimniß seiner Geburt auf irgend eine andere Weise erfahren hätte, wäre er gewiß empört und tief traurig gewesen. Aber nach dem Streit mit seinem Bruder, nach dieser heftigen, brutalen Auseinandersetzung, die seine Nerven erschütterte hatte, war er durch die tiefe Bewegung seiner Mutter bei ihrem Geständniß energielos geworden, so daß er nicht mehr empört sein konnte. Der Stoß, den seine Empfindlichkeit bekommen, war stark genug, um in unüberstehlicher Liebe alle Vorurtheile und alle Regungen der natürlichen Moral fortzuführen. Er war auch nicht der Mann, Widerstand zu leisten. Er liebte keinen Kampf, gegen Niemand, am wenigsten gegen sich selbst. Er ergab sich also in das Schicksal. Und aus instinktiver Neigung, aus unendlichem Ruhebedürfnis, weil er ein ruhiges, stilles Leben liebte, erregte ihn sofort Alles, was um ihn her vorgehen sollte und ihn traf. Er fühlte, daß es unvermeidlich war, und um es zu bannen, entschloß er sich zu übermenschlicher Anspannung von Energie und Thätigkeit. Sofort, gleich am anderen Morgen mußte das schwere Werk in Angriff genommen werden. Denn auch er hatte für Augenblicke das zwingende Bedürfnis eines sofort zu fassenden Entschlusses, worin die ganze Kraft des Schwachen besteht, die unfähig sind, mit Fähigkeit ihren Willen durchzusetzen. Seine juristische Schulung, die gewohnt war, sich mit komplizierten Sachen zu beschäftigen und sie zu klären, mit Fragen inthimer Art, mit zerrütteten Familienverhältnissen, zog sofort alle Schlüsse, die sich aus dem momentanen Seelenzustand seines Bruders ergeben konnten. Er faßte diese Folgen in's Auge, unwillkürlich, beinahe in berufsmäßiger Weise, als ob er nach einer Familienkatastrophe die zukünftige Stellung seiner Klienten zueinander zu ordnen gehabt hätte. Eine fortbauende nahe Beziehung zu Peter war unbedingt unmöglich. Er konnte ihm leicht aus dem Wege gehen, indem er zu Hans flücht. Aber es war beinahe undenkbar, daß die Mutter unter demselben Dache mit ihrem ältesten Sohn wohnen bleiben durfte.

Und lange saß er unbeweglich auf den Stufen, überlegte, fand Lösungen, ließ sie wieder fallen und kam zu keinem Entschluß, der ihn befriedigte.

Aber plötzlich traf ihn ein Gedanke, wie ein Donnerschlag: Dürfte ein anständiger Mensch ein Vermögen, zu dem er auf die Weise, wie er, gekommen, wirklich behalten?

Zuerst antwortete er sich „Nein“ und beschloß es den Armen zu geben. Das war hart, aber es ging nicht anders. Er wollte seine Möbel verkaufen, arbeiten wie ein Anderer, wie Alle, die einen Beruf beginnen. Dieser männliche, schmerzliche Entschluß stachelte seinen Muth an. Er erhob sich und preßte die Stirn gegen die Scheiben. Er war arm gewesen, er würde wieder arm werden, und er mußte ja nicht daran. Seine Augen fielen auf die Gaslaterne, die ihm gegenüber auf der anderen Seite der Straße brannte. Als da plötzlich eilig ein Frauenzimmer den Bürgersteig hinabging, dachte er mit einem Male an Frau Rosemilly. Und jene tiefe Erschütterung kam über ihn, die die Folge eines grausamen Gebankens zu sein pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blüthezeit des deutschen Volksliedes.

Von A. Demmer.

Wie oft mögen diese frühlichen Liedchen gesungen worden sein von verliebten Paaren, sowohl solchen, die es vor der Hand bei dem Schmaß bewenden ließen, als auch solchen, die trotz ermangelnden Pfaffensegens etwas weiter zu gehen sich erlaubten. Die Bekteren mochten sich häufig in solchen freud- und leidvollen Situationen befinden, wie die von den Tag- oder Wächterliedern geschilderten waren. Dies ist eine von den provenzalischen Troubadours erfundene, von deutschen Minnesängern übernommene Gedichtsform, der einige der schönsten Lieder Wolfram's von Eschenbach angehören. Während aber bei ihm der Mitter, in liebender Umarmung der Frau eines Anderen gesellt, von dem „Wächter“ auf den nahenden Tag und die Nothwendigkeit der Trennung aufmerksam gemacht wird, handelt es sich in den entsprechenden Volksliedern nicht um analoge Ehebruchaffären, sondern um Liebesverhältnisse zwischen „Knaben“ und „jungfrauen“:

„Wasch auf, wasch auf,“ mit heller stim
hub an ein wechter gute,
wo zwei herzlief bei einander sind,
die halten sich in hute;
daß in kein arges widerfar
und ir sach nit mislinge.“

Der knab der war entschlafen gar
und schlief wol also süße,
die jungfrau aber weise war,
wecht in mit einem fusse;
sie küßt in freumblich an sein mund:
„iekt get es an ein scheiden!“

„Und der uns scheidet, das tut der tod,
der scheidt uns also harte,
er scheidet manches mühdlein roth,
darzu mein hulen zarte.
O reicher got durch deine gült,
wie scheidest uns so harte!“

Der knab wol auf sein rößlein sprang,
er ritt gar bald von dannen;
die jungfrau sah in nach hindan,
groß leid was ir zuhänden:
„reistu hinweg, spar got dich gesund!
mein herz tut nach dir langen.“

Dies Gedicht war so verbreitet und beliebt, daß ein geistlicher Liederfänger der Reformation die Melodie einem frommen, noch heute gebräuchlichen Chorale zu Grunde legte, den er zur Verstärkung des Anklangs mit den gleichen Worten anheben ließ. Diesem seltsamen Verfahren ist z. B. auch das eben angeführte Lied von der „frölich junnerzeit“ unterworfen worden, und selbst das allbekannte Bechlied:

„Den liebsten hulen den ich han,
der leit beim wirt im keller,
er hat ein hölzens rößlein an
und heist der Muscateller“ usw.

bildet die Grundlage eines Chorals „Den liebsten hulen, den ich han der ist in himmels throne.“ Diese komische Prozedur findet ihre Parallele bei der heutigen Heilsarmee, die ja auch mit Vorliebe ihre Hymnen zu den Melodien beliebter Gassenhauer singt, um Leute, die den alten Adam noch nicht ausgezogen haben, anzulocken, damit aber nur allen gottlosen Spaßvögeln ein großes Gaudium bereitet:

Nicht allen Verliebten ward es so wohl, wie jenem Knaben des Wächterliedes; da klagt Einer:

„Es ist ein schne gefallen
und ist es doch nit zeit,
man wirft mich mit den pallen,
ber weg ist mir verschneit.“

Mein haus hat keinen gibel,
es ist mir worden alt,
zerbrochen sind die rigel,
mein süßlein ist mir kalt.“

„Ach lieb, laß dich's erparmen,
daß ich so elend bin,
und schließ mich in dein armel
so bert der Winter hin.“

Dieser arme Teufel hofft noch, einem Anderen der frist die Verzweiflung über die geendete Liebe im Herzen:

„Dort hoch auf jenem berge,
da get ein müllerab,
das malet nichts denn liebe
die nacht bis an den tag;

die mülle ist zerbrochen,
die liebe hat ein end,
so glegen dich got, mein feines lieb!
iez far ich ins ellend.“

Wie ein Mädchen, das wider seinen Willen in's Kloster gesteckt wird, ehe es also in's „ellend“ fährt, zu einem sehr weltlichen, aber sehr begreiflichen Entschluß gelangt, erzählt uns ein uraltetes Liedchen, das nach der Einburger Chronik schon 1359 gesungen und gepfiffen wurde:

„Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich macht zu einer Nonnen,
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter!
Soll ich ein Mädchen werden,
Dann wider meinen Willen!
So will ich auch einem Knaben jung
Seinen Kummer stillen;
Und stillt er mir den mein nicht,
So soll' es mich vertrieh.“

Von recht profaischen Erfahrungen, die man beim süßen Minnepiel machen konnte, singt uns Einer, der über die „falschen Bühlerinnen“ klagt; Nachtreue sei sein Gefährt geworden:

„Die meldelein geben süße wort,
tun freumblich mit ein scherzen;
damit bin ich worden betort,
sie meimens nicht im herzen;
ir herz, mit, sin
gericht dahin,
daß sie nur wölan haben
der liebe gwin;
tut ein denbeutel schaben.“

„Ich hab's gekost, beiß nicht mer an,
will eher hunger leiden;
mit falscher liebe weit hindan;
solch bulschafft wil ich meiden,
wil fürdaß mer —
got mich gewer! —
mir eine auserlesen
in zucht und er,
die für gut hat mein wesen.“

Der gute Mann ist augenscheinlich im Begriff, in den Hafen der Ehe einzulassen und sich zum soliden Ehemann auszubilden, wobei er dann hoffentlich mit mehr Umsicht zu Werke geht, als bei seinen bisherigen Liebesabenteuern: Sonst könnte er mit seinem Familienglied unter Umständen merkwürdige Erfahrungen machen. Daß hier und da 'mal ein kleines Unwetter aufzieht, sieht am Ende auch der größte Optimist voraus, und ist dann nach der nachgiebigen „Dück dich“-Regel zu handeln gekommen:

„Düde dich, Henzel, dück dich,
dück dich, laß fürüber gan!
das wetter wil sein willen han.“

„Düde dich, gut gsell, dück dich,
dück dich, laß fürüber gan!
das unglück wil sein willen han.“

„Düde dich, Simon, dück dich,
dück dich, laß fürüber gan!
die frau wil iren willen han.“

Wenn aber so ein von der Mutter Natur mit noch soviel Biegsamkeit des Rückgrats ausgestatteter Hühner oder Simon sich den richtigen Hausbrachen zugelegt hat, so bleibt es unter Umständen nicht bei der vorübergehenden Gardinenpredigt, sondern der Eheherr wird zum „Göken“ ausgebildet, der alle Arten Hausarbeit zu verrichten und dafür Sauerkraut mit Wasserjuppe und erbärmliche Prügel zu befehen hat:

„Und welche frau ein göken hat,
die schläft wol one sorgen,
er wäscht die tisch, er wäscht die hänt,
das tut er alle morgen . . .“

Sie nam ein prügel in ire hand,
Darzu zwen harte steine,
sie schlug den göken vor den kopf,
noch durst er ir nicht weinen.“

Sie nam ein strick in ire hand
und hand in alle bierre,
sie hieng den göken an die wand
und gieng darnach zu bierre . . .“

Schließlich freilich wird's auch diesen gefügigen Ehekrüppel zu viel, als er das Mausein und das Pilzesuchen betreiben soll: eines schönen Tages rückt der Göke aus. Ueber wen Fortuna besonders reichlich das Hülhorn ihrer Gaben ansetzten hatte, dem mochte es wohl geschehen, daß ihm die züchtige Hausfrau einen zierenden Hauptschmuck be-

scheerte in Gestalt einiger neblischen Hörnlein; so ging es jenem Mann, der „zu's Heu“ fahren sollte, aber mit begründetem Argwohn sich ein Guckloch suchte, um seine Frau zu beobachten:

„So kam ein frischer junger knab,
ein jüdling her gegangen,
der ward von diesem frauvelein
gar lieplichen empfangen!
„mein man der ist ins hew,
ins hew, in das hew!
nach gramat in das gew!“

So nam ers in der mitte,
er tet ir ich wäsk nit wie,
der man wol auf der dillen schrai:
„ei hebal ich bin noch hie,
ich bin noch nit im hew,
im hew, in dem hew,
nach gramat in dem gew.“

„Mein trauter man, mein lieber man,
bergieb mir aber das!
ich will dir all mein leben lang
dienen bester daß,
ich maint du wäsk ins hew,
ins hew, in das hew,
nach gramat in das gew.“

Der Mann aber meint, „der teufel far ins hew“, keine „frome frau“ lege sich zu „anderen mannen“. Solche Streiche waren natürlich nicht eben selten bei sogenannten guten Partien, zumal bei solchen, wo ein Jüdling ein altes Weib oder ein junges Mädchen einen alten Mann genommen hatte. Mit diesem Hohn auf die Auslese der Besten kennt das Volkslied kein Erbarmen. Da hat z. B. ein junger Mann im Schlafe ein merkwürdiges Gesicht:

„Es traunt mir also süße:
wie daß eine wunderschöne maid
wol stund bei meinen süßen.“

„Und da ich nun erwaget,
da stund ein altes graves weib
vor meinem bett und lachet.“

„So wolt ich daß es wäre
und daß man siben alte weib
umb eine junge gäbe.“

„So wolt ich auch die meine
geben umb ein bratwurft
und umb ein seidel weine.“

Ein junges Weib, das einen entsprechenden, eben so grausam täuschenden Traum hat, möchte seinen alten Mann sogar feilbieten

„und ein halbes weißbrot
und umb siben are.
Das weißbrot wolt ich essen,
biß ich meins alten mans
schiere iät vergessen.
Die are wolt ich braten
biß mich got eines jungen mans
gar schiere het beraten.“

Besser als diesen Träumern erging es einem jungen Mann, der seines Weibes nicht genießen konnte, weil die „alte trunben“ (Tronnel) „berfungen“ war, und der sich nun aus tiefster Noth in der Kirche das lästerliche Gebet leistete:

„ach reicher Christ von himel,
und wär mein alte toll!“

Der Mannich wird ihm merkwürdigerweise erfüllt, indem er bei seiner Heimkehr die Alte gestorben findet. Er läßt sie schleunigst „einscharren“, wie das Gedicht cynisch sagt, und weint etliche Krokodilstränen, obwohl er doch nur die eine Kümmerneiß hat, sein Hauszeug möchte etwa plötzlich wieder auferstehen; aber er ist sorgsam:

„Ich ließ auf ir grab füren
vierzig fuder stein,
ich het kein großer sorge nie:
mein alte kam wider heim . . .“

„Und do ich wider heimer kam
vergangen was mit mein leid,
do es des nachtes finster ward
ich legt mich zu der meid.“

Wenn sich aber auch wirklich das Herz zum Herzen gefunden hat, so ist der Ehestand doch noch nicht ettel Sonnenschein: man müßte denn vorständig gewesen sein in der Wahl seiner Eltern; es heißt zwar schön: Raum sei in der kleinsten Gütte für ein zärtlich liebend Paar, aber unsere Altvordern

* nach Grummet in's Gäu.

haben darüber augenscheinlich auch schon ihre besondern Gedanken gehabt:

„Ich weiß ein ordnen darin ist mangen also we, er ist vil leuten wol bekant und haist: die e; der ist so bitter und so scharf, wann man so vil darzu bedarf von hausgeschirre, Wer aram in den orden kumt, der wird wohl irre.“

Da fehlt aber auch schier Alles, selbst der m-entbehrlichste Hausrath; nur eine Strophe aus der langen Aufzählung sei wieder gegeben:

„Strautmesser, jalzbaß, rechen, hechen sind nit da, züber, schapfen, heben, gelten macht in gra, wa misttrag, wa mistgabel? er krakt sich über dem nabel vor armute, vor augsten schmilzet im sein statich als in einer glüte.“

Sigt man dabei noch nicht einmal in den eigenen vier Pfählen, so kann man sich auf das Zigeunerleben des Miethers gefast machen:

„Hat er nit ain eigen haus so muß er vil umziehen leiden hin und her, ist heres spiell er muß zu fremder herberg sein, schier auß, schier ein, schier wieder ein mit misseballen, maniger irridt auß ihm gepödt und äppigs fallen.“

Und es war augenscheinlich ein seltener Fall, daß man sein Heim nicht schon von Regionen kleinster Hausthieren bevölkert fand, deren Menge, nach dem drastischen „Flohkrieg“ zu urtheilen, damals nicht zu knapp gewesen sein muß:

Die weiber mit den flöhen die hand ein steten krieg, sie geben gar auß lehen, daß mans nur all erschling, und leß in kein entrinnen, das wer der weiber rath, so heitens frid beim spinnen und in der tüchen gmag.

Der krieg hebt an im morgen und wert bis in die nacht, die weiber künd nicht borgen und heben an ein schlacht und so die schlacht sacht one werens von in das gewand, im strett sie nudet stant, weil sie zu sechten hand.

Und het ich allweg bare ein gulden in der hand, als oft die weiber juren nach flöhen niters gwand: ich würd ein reichr Inabe und het ein löplichen zoll, ich wollt bald gulden haben eine ganze trube voll!

Wider all solche Anehmlichkeiten des häuslichen Daseins pflegte den Männern als Leibe zu dienen der seit Tacitus Zeiten bei den Deutschen als Zeitvertreiber und Sorgenbrecher so beliebte hiedere Alkohol; dessen Preise unzulässige Steuer gewidmet war. So rühmen sich ein paar andauernde Zeitbrüder:

„Do tranken sie die liebe lange nacht bis das der helle morgen an brach, der helle sichte morgen, sie jangen und jorungen und waren fro und lebten an alle jorgen.“

Reife Sagenlieder wurden bei solchen Gelegenungen gesungen: schier die weisesten so harmlos, wie die ängstlich volkstümlichen „Sagenlieder“, aus deren einem ein paar Strophen wiedergegeben seien:

„Ich will anheben und will nicht liegen: ich sag drei gelimne kunden jorgen, sie jagen also ferre, die künde hatten sie gen hussel gefert, den ruden zu der eren.“

„In Rande hat ein hoher tanz, er fällt den kunden und was jarn, er sei jett auß der waffen: den hat der künst in der stat mit jenen horn umgeblasen.“

„Ein erbes und ein mülkstein die jammern zu Götin mal über den kein, sie jammern also kere, ein kere der jellung ein glüend jammern zu jammern auß dem ere.“

Schließlich freilich nimmt auch bei den schäblichsten Abschweifern des Volks die Besonnenheit ein

* Ueberrückiges Gerbe.

Ende; man entschließt sich zum sogenannten „Schlaftrunk“:

„Da hab er an zu trinken den beger halber auß, ich meint er wolt versinken, erst kam in mich ein graus; doch war der handel nicht zu schwär, er stund noch zimlich wol, der beger der war worden lür, den ich hat gesehen vol.“

Daß auf eine derartige Magenüberschwemmung ein solches Gericht dienlich ist, wußte man auch schon:

„... die specksupp laßt uns kochen schier! es ist noch rechte zeit, ich glaub, es hat geschlagen hier, der hat den tag ankrat.“

„Dij sielein wil sich enden, wir wölleu heimat zu, wir gen schier an den wenden, der glucks, der hat kein ru; ich dümel* wie ein ganz herein daß mit der schedel fracht, das schafft allein der gute wein, ade zu guter nacht!“

Was mag erst im Punkte des Zeichens geleistet worden sein bei den zahlreichen Festen, zumal in der frühlichen Fastnachtszeit, wenn alle Welt vernummt umherlief und jeden Muthwillen für erlaubt hielt. Von diesem tollen Treiben giebt einen anschaulichen Begriff das Lied über den Fastnachtskrämer Fürwitz, der unter Anderem verkauft:

Der narrenkappen ... vil für alt und jung gesellen, die dienen zu dem fastnachtspil wer sich kan nerrisch stellen; vil tittel zu der mummerei gemacht von allen farben, vil farben die sind auch darbei wer der ie nicht wil darben usw.

„Würfel und karten hat er genug, wer gelt hat auf zu sehen; kettwäger haben tegt nit jug, all welt wil sich ergehen mit jangen, jorungen, stöckeret in diesen fastnachtszeiten.“

Das Spielvergnügen dann also auch Schüler von größter Virtuosität, wenn auch nicht immer zweifelsohner Spieltheater hatte der Spielteufel in dem abenteuerlichen Theil der Bevölkerung, der unter dem Namen „Fahrende Gesellen“ zusammengefaßt wird und neben hiederen Handwerksburschen, Bänkelsängern und Studenten, die schon zweifelhafteren Neutersknechten und Landsknechte und — ganz zweifelsohnen Signalenents — Kumpane von der Art des vielberühmten Schwarzenhalses in sich schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Bäume und Wälder.

Von Kurt Grottewitz.

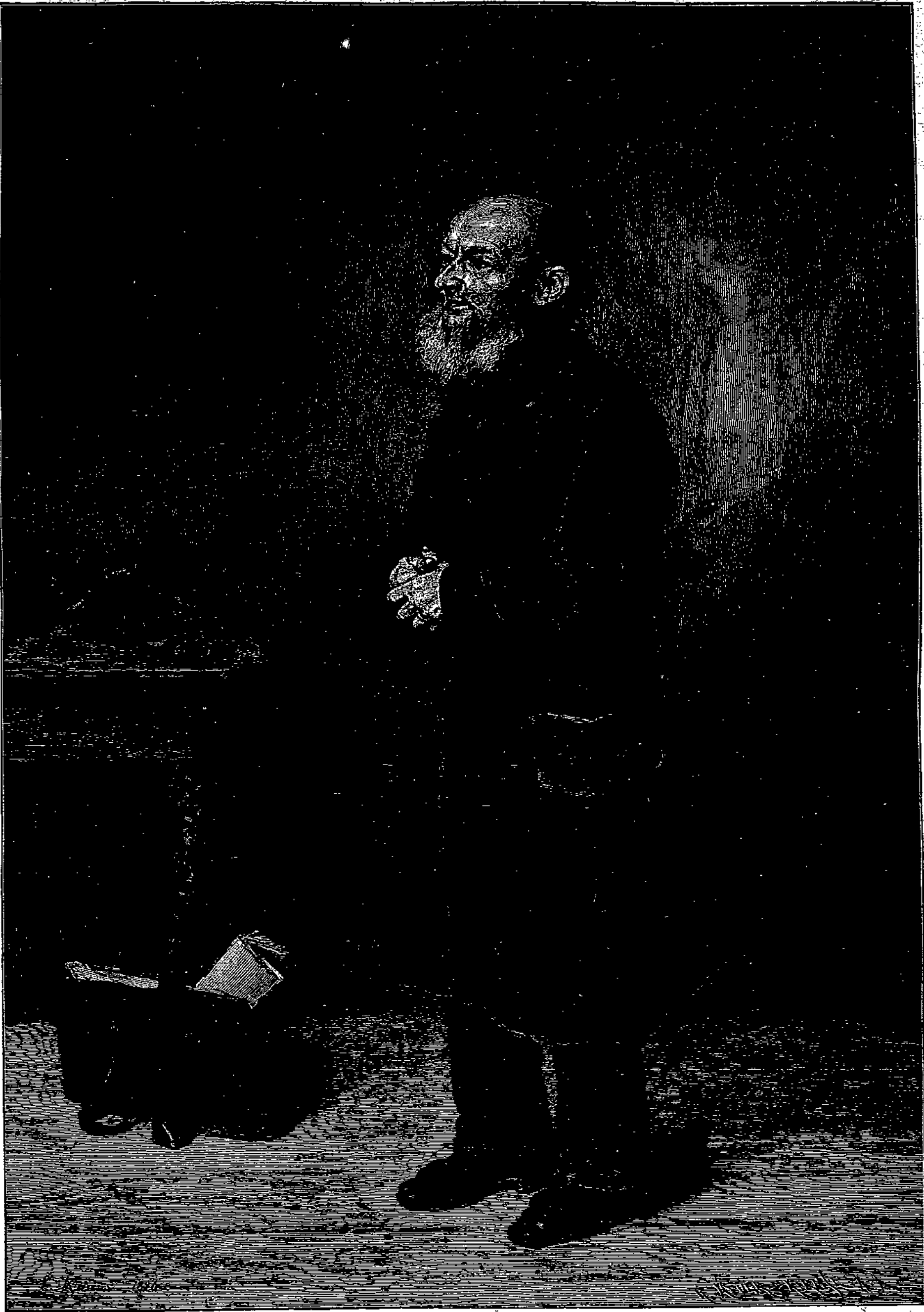
Der große nordamerikanische Halbkontinent enthält keineswegs einen überall gleichartigen Wald. Gewiß ist der Gesamtcharakter ein gleichmäßiger, wie er auf der nördlichen Halbkugel dem ganzen Gebiet der sommergrünen Bäume zukommt. Aber der Wald zeigt doch je nach der Art der Gehölzpflanzen, die ihn zusammensetzen, auch je nach dem Boden und dem Meeresniveau ein sehr wechselndes Aussehen. Außerdem kann man aber noch drei verschiedene Waldgebiete in Nordamerika unterscheiden, die drei großen geographischen Provinzen des Kontinents entsprechen, nämlich das nördliche Gebiet, das atlantische, das an den Atlantischen Ocean, und das pacifische, das an den Stillen Ocean (Pacific) anstößt.

In Norden breitet sich um die großen Seen im englischen Nordamerika ein riesiges Waldgebiet, das noch heute kaum gelichtet ist, obwohl zahlreiche Sägenmühlen beständig an der Arbeit sind, den Holzreichthum zu vernichten. Die Baumwelt trägt hier ein nordeuropäisches Gepräge. Die Nadelbäume herrschen ganz auffällig vor, und nur ein-

* trunde.

zelne der unempfindlichsten Laubbäume folgen genau bis in den hohen Norden hinauf. Da Nordamerika unter gleichen Breitengraden bedeutend kälter ist, als Europa, so rückt die Waldgrenze dort bis auf den 66. Grad an der Breitenstraße und im Osten gar bis auf den 57. Breitengrad herab. Wie rauch hier das Klima sein muß, das sieht man recht gut daran, daß unter dem 57. Grade im südlichen Schweden noch die Buche, der empfindlichste unserer Laubbäume, gedeiht. Die Waldgrenze im Nordamerika bilden vor Allem zwei Fichtenarten, von denen die eine dunklere, die andere hellere Belaubung als unsere einheimische Art besitzt. Danach ist auch die eine Schwarzfichte, die andere Weißfichte genannt. Beide sind schöne, große Nadelbäume, welche in dem nördlichen Waldgebiete die Vorherrschaft führen. Bis an die Waldgrenze hinauf geht auch die amerikanische Lärche, und in dem feuchten Klima findet die Grauerle, die strauchige Grünerle, ferner die Balsampappel die Bedingungen ihres Gedeihens. Es ist bemerkenswerth, daß unsere Grauerle und Grünerle auch im nördlichsten Amerika einheimisch sind, wie denn diese beiden Gehölzpflanzen auch im nördlichen Asien vorkommen. Allein diese Erle und Pappeln verschwinden doch der Zahl nach gegenüber der Masse von Fichten, die dem nordamerikanischen Seengebiet einen ähnlichen Charakter verleihen, wie er unseren Gebirgen eigen ist. Ein feuchtes, rauhes Klima herrscht in diesen Nadelwäldern, in denen umgestürzte Baumriesen den Boden bedecken und, von Moosen und Flechten überwuchert, langsam vermodern. Den Fichten gesellt sich häufig eine Tanne zu, die schöne Balsamtanne, welche dieselbe Unempfindlichkeit gegen Kälte wie die beiden Fichtenarten besitzt und diese ebenfalls bis hoch in den Norden hinauf begleitet.

Nach Süden zu nimmt der Lebensbaum in den Wäldern des nordamerikanischen Seengebiets eine dominirende Stellung ein. Man würde sich aber eine nicht ganz richtige Vorstellung von solchen von Lebensbäumen gebildeten Wäldern machen, wenn man etwa an das Kirchhofsbild dachte, in dem dieselben Bäume häufig vorkommen. In ihrem Vaterlande werden die Lebensbäume meistens über 20 Meter hoch, sind also äußerst stattliche Bäume, und im dichten Walde verlieren sie ihre unteren Aeste, sie bilden demnach einen sichbaren starken Stamm aus und nähern sich dadurch in ihrem Aussehen mehr den anderen Nadelbäumen. Bei uns hat ein solcher Lebensbaum etwas außerordentlich Aufgepußt-Steifes, er steht unnatürlich, leblos, gekünstelt regelmäßig aus. In seiner Heimath bekommt der Lebensbaum mehr Größe, mehr Kraft und Verbeut, immerhin aber athmet ein solcher Wald, in dem der Lebensbaum vorherrscht, einen düstern Ernst bei einer zierlichen und doch steifen Würde. Ein ganz anderes, äußerst freundliches und wohlthuendes Bild gewähren dagegen die Wälder, in denen die Behnouths- oder Weißkiefern den Ton angeben. Diese Kiefern wachsen auf geringem, trockenem Boden wie die unfernen; aber während man diesen in ihren verkrüppelten Aesten, in ihrer trockenen und splittigen Rinde und den dünnen Nadeln so recht den Kampf anzusehen meint, mit dem sie sich aus dem verzweifelsten Sandboden Norddeutschlands emporgerungen haben, machen die Behnouthskiefern einen weit elastischeren, lebenslustigeren Eindruck. Ihr Stamm ist bis in ein höheres Alter glatt, und es ist eine angenehme, schwärzliche, fast glänzende Glätte, die ihrer Rinde beinahe wie derjenigen unserer Buche eigen ist. Die Aeste gehen weit regelmäßiger ab und lassen die quirlständige Form fast so gut erkennen, wie bei der Tanne, die Nadeln stehen nicht zu zwei, sondern zu fünf in einem Büschel, und sie sind weit länger, als die unserer Kiefer, auch ist ihre Farbe nicht düstergrün, sondern weit mehr ein Grau, ein freundliches Grünlichgrün. Eine große Verbreitung im nordamerikanischen Seengebiet besitzt schließlich die kanadische Hemlocktanne. Die Hemlocktannen sind keine eigentlichen Tannen, aber sie stehen ihnen doch sehr nahe, und im ängeren Aussehen gleichen sie ihnen ungemein. Die kanadische Hemlocktanne ist ein schöner, dunkler, ernster Baum, der eine stolz aufstrebende und sich nach oben stark verzweigende



Ich kann warten. Nach dem Gemälde von L. Knaus.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Pyramidenform besitzt. Die unteren Nester sind sehr breit und hängen in den Spitzen malerisch über. Oft genug freilich legen sich die Schneemassen, an denen der kanadische Winter sehr reich ist, auf die breiten Nester, so daß diese brechen und dem Baume eine veränderte, weniger schöne Gestalt verleihen.

Ganz anders als im Norden ist der Waldcharakter im atlantischen Nordamerika. Wie dort die Nadelbäume, so herrschen hier ganz auffällig die Laub-

bäume vor. Und hier besonders herrscht eine Mannigfaltigkeit der Arten, wie sonst wohl in keinem Waldgebiet der gemäßigten Zone. Alles was von dem amerikanischen Wald gesagt wurde, von der Dornigkeit seiner Laubformen, von der Hellfarbigkeit seiner Blüten, von der Größe, Kraft und Schönheit seiner Bäume, das gilt besonders von den Bälbern auf der Ostseite der Vereinigten Staaten. Hier mischen sich die zahlreichen Vertreter europä-

ischer Gattungen: Eichen, Linden, Birken, Ulmen, Ahorne, Buchen, Eichen mit den uns völlig fremden Hickorybäumen, Magnolien, Tulpenbäumen, Pavien und vielen anderen. In diesen Laubwäldern breitet sich unter den Bäumen ein dichtes Unterholz aus, das zum großen Theil auch fremden, oft mit sehr schönen Blüten oder Früchten ausgestatteten Gattungen angehört. Aber auch Vertreter unserer einheimischen Sträucher, Arten von Schneeball, Weiß-

dorn, Spitzä, Holländer finden wir hier vor. Eigenartige strauchartige Schlingpflanzen umwinden die starken Bäume des Waldes, Wildreben mit eßbaren Beeren überziehen das Unterholz und der Baumwürger umschneidet die Stämme und erdrückt wie eine Schlange die Opfer, die nicht hoch und stark genug sind, um sich seiner Umklammerung zu erwehren. Nicht immer tritt der Laubwald in gemäßigten Beständen auf. Gleichwie bei uns verschiedene Bäume, Buchen, Birken, Eichen, reine Wälder bilden, so ist dies auch, und zwar in noch größerem Umfange, in Nordamerika der Fall. Hier in dem atlantischen Gebiete giebt es zum Beispiel zehn verschiedene Eichenarten, von denen jede einzelne reine Bestände bildet. So treten denn hier große, weitenweite Wälder auf, die nur aus Weißeichen oder aus Färbereichen oder aus Schlarlachweiden usw. bestehen. Der Waldcharakter ändert sich da, wo das Terrain kumpfig wird oder wenigstens sehr viele Feuchtigkeit enthält. Hier ist besonders der Staudhölz der bereits erwähnten Sumpfschypresse (*Taxodium distichum*), die auf riesigen Stämmen ein überaus lustiges, frischgrünes Nadellaub trägt, das im Herbst von den Zweigen fällt. Diesen Nadelbäumen gesellt sich eine Eiche zu, die Blätter hat wie unsere Silberweide, aber auch einige Magnolien, der schöne Koffahorn, der Lapelbaum und manche andere weniger bekannte Gehölzart hat hier ihren Standort. Diese Sumpfwälder, die in Amerika Swamps genannt werden, zeigen also eine durchaus eigenartige Zusammensetzung, sie geben ein Naturbild ab, das für uns ganz fremdartig ist. Denn bei uns sind solche Sümpfe nur von Erlen und Weiden, höchstens von Moortiefen besetzt. Die Swamps, die in Nordamerika stellenweise große Strecken Landes bedecken, zeigen auch der Urbarmachung großen Widerstand entgegen, zumal sie nicht so leicht wie andere Wälder durch die fruchtbarste Masse des Kolonisten, das Feuer, wegzuräumen sind. Ist der Boden sehr kumpfig, so ist das abgeholzte Land überdies nicht gut zu bebauen. Ist es mehr nur reich an Feuchtigkeit, ohne stehende Wasser, so läßt es sich unbedenklich, wo der Gartenbau in der Union so stark ausgebildet ist, sehr gut für alle Art Kohl, Sellerie, Zwiebel und Knoblauch verwenden. In hochkultivierten Gegenden, wo man schon bald und aller Natur nur die Swamps übrig gelassen waren, geht man nun auch diesen kräftig zu Leibe. In Amerika ist das landwirtschaftliche Maschinenwesen sehr hoch entwickelt und ein „Unternehmer“ macht mit Hilfe der verschiedenartigsten Gerätschaften in wenigen Jahren hundert, ja tausend Acres von Swamps zu einem fruchtigen Kohl- oder Zwiebelland.

In dem mehr südlich gelegenen Theile des atlantischen Gebietes giebt es, besonders in Carolina und Virginia, weite, dürre Landschaften, welche hauptsächlich aus gelber Steppe bilden würden, wenn nicht für diese Gegenden die Kiefer gerade der passende Waldbaum wäre. Es kommen denn hier ausgedehnte Bestände der sogenannten Südkiefer vor, die nicht nur für diese Gegenden die Kiefer gerade der passende Waldbaum wäre. Es kommen denn hier ausgedehnte Bestände der sogenannten Südkiefer vor, die nicht nur für diese Gegenden die Kiefer gerade der passende Waldbaum wäre. Es kommen denn hier ausgedehnte Bestände der sogenannten Südkiefer vor, die nicht nur für diese Gegenden die Kiefer gerade der passende Waldbaum wäre.

Das atlantische Waldgebiet erstreckt sich westlich bis zu den Alleghany, hinter diesen langgestreckten Gebirge beginnt die große waldlose Prairie, die, einem ungeheuren, fruchtbarsten Weizenlande vergleichbar, über mannshohes Stroh und Gräser heraustritt. Diese Prairie erstreckt sich westwärts bis an den Fuß des Felsengebirges hin. Hier beginnt ein neues Waldgebiet, das nördlich, das sich weit größer als das atlantische, die ganze breite Seite des Felsengebirges und die westwärts mit ihm und mit ihm parallel laufenden Gebirge, vor Allen das Felsengebirge und die Sierra Nevada umfasst und vom Stillen Ozean begrenzt wird. Der fast gleichigen Natur dieses ungeheuren Waldgebietes entsprechen auch hier

hauptsächlich Koniferen, die dem Walde die Signatur geben. In den Thälern, überhaupt in den tiefer gelegenen Theilen fehlen jedoch die Laubbäume keineswegs, und besonders Kalifornien ist ungeheuer reich an verschiedenen Eichen, Ahornen und Koffkastanien und besitzt überhaupt eine große Anzahl von Laubholzarten. Allein im Ganzen und Großen dominiert doch hier der Nadelwald. Im nördlichen Theile spielt die herrliche Douglasanne, die fast noch einmal so hoch wird, wie unsere Edelanne, eine hervorragende Rolle. Große Bestände bildet auch eine Lebensbaumart, der Nieslebensbaum, der ebenfalls höher wird, als der gewöhnliche Lebensbaum des Seengebietes und dessen Holz zu jedem Zwecke, zu den roh zusammengefügten Hütten der ersten Ansiedler, wie zu den elegantesten Möbeln der Reichen benützt wird. Die Nadelwälder sind auch hier sehr abwechslungsreich in der Form. Denn es sind nicht nur Tannen, Fichten, Kiefern, die hier als waldbildende Bäume auftreten, sondern ihnen gesellen sich die eigenartigen Formen von Cypressen, von Wachholderbäumen, Hemlockstammern und von anderen fremdartigen Nadelbäumen zu. Aus dem ungeschwächten Boden gehen meist riesige Bäume hervor, der Wald ist lindenlos besetzt und auf dem feuchten Boden gedeihen üppige Farnkräuter. In diesen Urwäldern leben noch die wilden Raubthiere des amerikanischen Nordens, Wären, Wölfe, Füchse, und der rindgroße kanadische Hirsch findet hier noch genügenden Schutz und zahlreiche Eichhörnchen beleben die Nester der Baumratten.

Im südlichen Theile, in den Klippengebirgen Kaliforniens, bildet ein riesenhafter Nadelbaum, die immergrüne Sequoie oder Wellingtonia, reine Bestände. Sie ist am nächsten dem Mammutbaum (*Wellingtonia gigantea*) verwandt, der im Osten desselben Landes auf den Abhängen der Sierra Nevada jene bereits erwähnten Haine zusammensetzt. Die Sequoie steht auch der Sumpfschypresse nahe, man rechnete sie früher zu derselben Gattung wie letztere, und zum Unterschiede von dieser Konifere, die im Winter die Nadeln abwirft, bekam sie den Beinamen „immergrün“. Denn im Allgemeinen sind ja alle Koniferen immergrün. Die Sequoie ist ein gewaltiger, chernmäßiger Baum von der Gestalt einer Tanne, sie ist der verbreitetste und wohl auch der geschätzteste Waldbaum Kaliforniens. Von ihrem Holze sind alle Häuser Kaliforniens erbaut, denn in diesem holzreichen Lande bestehen auch die Städte fast durchweg aus Holzgebäuden. Das Holzschneidegeschäft wird daher hier in den Sequoiawäldern sehr flott betrieben, allerdings auch ohne jegliche Rücksicht auf die Folgen oder auf die Zukunft.

Es ist eine alte Klage, daß der große Holzreichthum Nordamerikas von einzelnen Unternehmern, den Holzhändlern, in leichtfertiger Weise vernichtet wird. Denn diese Leute schneiden das beste Holz heraus und rotten dadurch die werthvollsten Gehölze systematisch aus. So sind die Walnüsse, die das edelste Tischholz geben, jetzt ganz selten geworden. Andererseits wird durch die Holzhändler natürlich nicht für die Anpflanzung des abgeholzten Landes gesorgt. Und nicht immer entsteht auf den abgetriebenen Schlägen ein Jungwuchs, da das schnell aufwachsende Gras die aufgehenden Sämlinge leicht überwuchert, vor allen Dingen aber, weil den Holzhändlern die Farmer mit ihren unzähligen Schafherden folgen, die mitunter dem üppig hervorbrechenden Gras auch den jungen Nachwuchs der Bäume abpressen. Betsach lassen die Holzhändler auch nur Bäume wenig werthvoller Arten übrig und dann besteht der neue Wald hauptsächlich aus diesen, er hat sich also bedeutend verschlechtert. Das Schlimmste ist aber, daß theils absichtlich, theils aus Unvorsichtigkeit große Strecken Waldes niedergebrannt werden, und so ungeheure Holzvorräthe zu Grunde gehen. Man hat in den Vereinigten Staaten noch kein Mittel gefunden, dieser Verschleuderung des großen Nationalvermögens entgegen zu wirken. Allerdings sind riesige Gebiete, sogenannte Forstreifen in den verschiedenen Staaten unter die Aufsicht des Bundes gestellt worden, um so in diesen Reizen nur noch den Farmern, die in oder an

dem Gebiete wohnen, eine freie Waldbenutzung zu gewähren, dagegen den gewissenlosen Treiben der Holzhändler möglichst Abbruch zu thun. Allein der Erfolg ist bis jetzt sehr gering gewesen. Man hat berechnet, daß in Columbia, der waldbereichsten Provinz des englischen Nordamerikas, der Wald in 150 bis 200 Jahren vernichtet sein wird, wenn das Holzschneidegeschäft in demselben Maßstabe weiter betrieben wird. Doch ist diese Ansicht noch zu optimistisch, andere Autoritäten geben diesem undurchbringlichen Urwalde von Columbia nur noch eine Lebensfrist von 60 Jahren. Vielleicht ist aber auch diese Zahl noch zu hoch gegriffen. Denn wenn einmal die Schneidemühlen-Industrie in Kanada keine lohnende Beschäftigung mehr findet, dann wird sie sich westwärts wenden und ihrerseits dazu beitragen, das Waldesgebiet des stillen Ozeans in möglichst kurzer Zeit zu vernichten.

Bei dem großen Reichthum an Holz und an Gehölzarten gewährt der amerikanische Wald einen sehr vielseitigen Nutzen. Unübertreffliche Bauhölzer sind ebenso vorhanden, wie das vorzüglichste Werkzeugholz. Wir haben zum Beispiel keine Holzart, die wie das Vidorholz zu gleicher Zeit leicht und dabei hart und unermüdlich wie Eisen ist. Einzig dastehend ist auch das Holz der virginischen Eder, das alle anderen in seiner Tauglichkeit für die Meißel-Fabrikation übertrifft. Balsamtanne und kanadische Hemlockstanne liefern das Kanadabalsam, das in der Mikroskopie sehr häufig verwendet wird. Von amerikanischen Hornbäumen wird ein Produkt gewonnen, das man sonst nicht aus dem Walde zu holen gewohnt ist: der Zucker. Die Bäume, besonders der Zuckerahorn, werden alljährlich angebohrt und liefern dann einen Saft, aus dem der Zucker gewonnen wird. Ein einziger Baum ergiebt 5 bis 6 Pfund Zucker das Jahr, und im Ganzen sollen in Nordamerika gegen 400 000 Zentner Hornzucker produziert werden. Der amerikanische Wald ist auch sehr reich an Früchten. Der schwarze und der graue Wallnußbaum und auch verschiedene Arten von Vidorbäumen tragen Nüsse, die denjenigen des bei uns kultivierten Wallnußbaumes ähnlich sind. Auch Haselbäume, Felsbrennsträucher (Amelanchier), Brombeeren liefern wohlgeschmeckte Früchte. Die Eicheln mancher amerikanischen Eichen sind ebenfalls genießbar; häufiger als bei uns in Mitteleuropa sind in Nordamerika auch die Edelkastanien und die Mantelbeeren, die dort in besonderen Arten vorkommen, aber ähnliche Früchte liefern wie die bei uns kultivierten Bäume. Wilde Obstarten giebt es in den amerikanischen Wäldern weit mehr als bei uns, Kirschen, Pflaumen, Äpfel, Birnen sind überall vorhanden, ohne natürlich dieselben wohlgeschmeckenden Früchte zu liefern, wie die angebauten Sorten.

Der Nutzen des amerikanischen Waldes ist jedenfalls ein sehr vielseitiger. Was er aber durch seine bloße Existenz als meteorologischer und klimatischer Faktor dem Kontinent ist, das wird wahrscheinlich den Amerikanern erst recht zum Bewußtsein kommen, wenn er seine ursprüngliche Kraft und Ausdehnung verloren hat. Gerade bei der Neigung zum Extremen, den kalten Wintern und fürchterlich heißen Sommern, dürfte sich das Klima Amerikas nach einer starken Abholzung des Waldes noch ungünstiger gestalten. Glücklicherweise wächst aber auch drüben über dem Ozean allmählich das Verständniß für die Bewahrung der Naturschätze und die reine, von Geschäftsgewinn und Sportsimul freie Liebe zur Natur. Gerade diese reichen Wälder sind eine der größten Zierden der neuen Welt, und der Amerikaner wird sich auch dessen immer mehr bewußt. Wie er in seinem Yellowstone Park einen in voller Wildniß erhaltenen Urwaldgarten geschaffen hat, von einer Größe, wie ihn kein anderes Land auch nur annähernd besitzt, so wird er wohl auch schließlich dafür sorgen, daß der Wald nicht gänzlicher Vernichtung anheimfällt. Noch sind die Schätze groß, fast zu groß, als daß direkter Schatz notwendig erschiene, aber wenn sich erst eine Abnahme wirklich bemerkbar macht, dann wird wohl schließlich auch Fürsorge für die Erhaltung und vernünftige Behandlung des Waldes getroffen werden.

Der lange Franz.

Erzählung von Wilhelm Schäfer.

Rechts vom Kanzelfriedrich liegt ein Garten. Der Garten ist groß und gut gepflegt. Mitten drin steht ein Häuschen, kaum größer als ein Hundestall, aber sauber gefalft. Wenn das einzige Fensterchen aufgemacht wird, guckt eine alte Frau heraus mit weißem Haar und langer Katennase.

Einmal fragte ich den Kanzelfriedrich nach ihr. Da erzählte er mir die Geschichte vom langen Franz.

Der lange Franz hatte geheiratet. Seine Mutter, die alte Kurzen, war in's Haushaltsstübchen gezogen, rechts vom Flur, und seine Marie kochte in der großen Stube links vom Flur. Alles war so gut gegangen, wie es in den ersten Monaten zu gehen pflegt. Die alte Frau hatte in ihrem kleinen Reich geherrscht, und die junge Frau in ihrem großen. Und eines Tages hatte sie dem Mann gesagt, daß es nun richtig wär' mit ihr. Der lange Franz war noch länger geworden vor Stolz und hatte die Wochen gezählt, bis er seinen kleinen, runden Franz durch die Stube tragen könnte; denn der Franz war ein Traumpeter und hatte gern mit Sachen zu thun, die noch nicht waren.

Da kam sein Pathe zu Besuch, und da war's am End'.

Denn der Pathe war trotz seiner gefundenen Dicks ein frommer Mann, dem kein Pastor weit und breit genug mit Gottseligkeit behaftet war. Er war im Wuppertal wiedergeboren worden und hatte seine Frömmigkeit aus erster Hand. Er zog von Dorf zu Dorf, hielt vielbegehrte Bibelstunden und verkaufte nachher Kleiderstoffe. So war er auch im Irdischen ein wohlgerüsteter Mann geworden.

Dieser Pathe kam eines Tages, trant in der großen Stube Kaffee, der ihm zu dünn war, und wunderte sich, daß die Mutter nicht mit am Tisch saß, und fand es schließlich unerhört, daß die alte Frau so allein in ihrem Stübchen hocken müsse. Das sei eine gotteslästerliche Sitte, die noch vom alten Heidenthum übrig geblieben wär'. Ob sie nicht in der Schule — oder im Konfirmandenunterricht; denn in der Schule würde ja nichts als nehmödische Gottlosigkeit gelehrt — ob sie da nicht das vierte Gebot gelernt hätten? Und ob sie nicht endlich den alten schmutzigen Adam anthun und ein neugewaschenes Kleid der Gnade anziehen wollten? Sie wären doch sonst nicht gewesen wie die Bauern herum, die kein Mensch von ihren Schweinen auseinander halten könnte; und namentlich und vor Allen der Franz sei doch ein Mensch, der seine anvertrauten Pfunde nicht in den stinkigen Pfuhl der Sünde werfen wolle.

Das Alles sagte er mit safter, semmelweicher Stimme. Die Beiden saßen da und waren roth geworden wie die Rosen auf ihren Kaffeetassen. Die Marie stieß den Franz in die Seite und sah ihn an mit wässerigen Augen.

Der Pathe rührte noch ein Stück Zucker in seine Tasse. Dann stand er auf, breit und wichtig, und die Feierlichkeit lag da auf seinem lehmblonden Christusbart. Er holte die alte Kurzen aus ihrer Verbannung und setzte sie zu seiner Rechten. Sie bekam auch eine Tasse mit rothen Rosen. Der Pathe warf ihr selber und eigenhändig zwei Stück Zucker hinein und reichete ihr den Milchtopf mit schaumigem Lächeln.

In den weißen Wolken über den dampfenden Tassen schwebten Engelgestalten. Und als sie zum Schluß eine Strophe aus dem Danklied des Martin Rindart sangen und der Pathe seine breiten rothen Hände ineinander legte zum Gebet, da war's dem Franz, als hörte er eine überirdische Stimme Ja und Amen sagen. Aber der Franz war ein Traumpeter und hatte gern mit Sachen zu thun, die noch nicht waren.

Die alte Kurzen wohnte also fortan mit in der großen Stube. Und dem Franz war's nur leid, daß sein Vater nicht auch noch lebendig war, um an dieser neuen schönen Ordnung der Dinge Theil zu haben.

Zwar kamen die beiden Frauen schon am ersten Tag ein bisschen aneinander. Marie wollte Bohnen kochen und die Alte war für Erbsen. Aber das hatte nichts zu sagen. Marie dachte an den Pathe und an's Gebot und gab der Alten nach. Aber als beim Essen der Franz sich wunderte, auf seine grobe Weise wunderte, daß Marie ihm Erbsen vorsetzte statt der gewohnten Bohnen, und die Alte dazu schwieg, biß sie sich scharf in die Oberlippe, und in ihrem Herzen war's auf einmal, als hätte Jemand eine ganz feine Nadel durch ein Häutchen gestoßen und reiße nun an dem Faden, der gar zu dick wär' und garnicht durch die Deffnung ginge.

Am anderen Tage war Alles vergessen.

Am Mittwoch hätte Marie gern den Ofen geschauert. Es war so ihre Gewohnheit. Aber die Alte hatte ein Zahngeschwür und mußte Drei kochen zu Umschlagen.

Die Kocherei gab viel Dampf. Marie machte ein Fenster auf. Die Alte keifte, bis es wieder geschlossen war. Nachher beschwerte sich Franz über die Hitze und den Dunst.

Am Donnerstag Abend kamen die Beiden müde vom Feld und wären gern in's Bett gegangen. Aber die Alte hatte ein Traktätchen vom Pathe geschickt bekommen. Darin las sie bis spät nach zeh. In der Nacht träumte Franz, daß seine Frau neben ihm laut schluchzte. Und am Morgen war's ihm fast, als wär's kein Traum gewesen. So roth und gequollen waren ihre Augenlider.

Und so ging's fort. Die Frauen scheuerten einander wie ein paar Harzbälle. Es brauchte nur der Finger des kleinsten Zufalls dazwischen zu kommen, und die Funken zuckten heraus.

Eines Tags war das Feuer da.

Als Franz vom Mähen kam, hungrig und durstschwach, war kein Essen auf dem Tisch. Marie saß am Fenster und schluchzte und gluckste. Die Alte ging herum, gelblich und keuchend. Auf der Erde lag der Kuchenteller in drei großen und vielen kleinen Stücken, der Kuchenteller, den sein Lehrer ihm zur Hochzeit geschenkt hatte.

Wie er dahin gekommen war, konnte der Franz nicht recht herauskriegen; denn so lange die Alte da war, gluckste die Marie nur immer wilder, so daß er vor Besorgniß schwigte. Diese Aufregung für ihren Zustand! Das mußte dem Kind doch schaden!

Und als sie nachher allein und in's Bett geklettert waren, steckte Marie den Kopf so trotzig in die Kissen, und um jedes Wort kämpften so viel Zuckungen, daß er kein einziges Wort verstand. Bis seine Geduld in Stücke ging. Sie solle Verstand annehmen! Es läge Alles an ihr! Er bekäme nichts mit seiner Mutter!

Als er sich ausgepollert hatte, drehte er sich zur Wand und schlief ein.

Am anderen Morgen war Marie schon aufgestanden. Und als er sich die Augen ganz wachrief und genau hinsah, saß sie am Tisch im schwarzen Sonntagskleid und vor ihr lag ein vollgepackter Kissenbezug.

Sie wollte nach Haus zu ihren Eltern, sagte sie mit einer Stimme, die so spröde war wie überschnell gefülltes Glas. Dann stürzte sie plötzlich an's Bett, fiel in die Knie und schluchzte und schrie, daß er aufsprang und verzweifelt durch's Zimmer rannte, barfuß, wie er war, und im blauen Hemd.

Was ihr denn wär'? Und ob er ihr was gethan hätt'? Dann fielen ihm plötzlich seine Sünden vom Abend ein, und der Gedanke daran machte ihn so wüthend, daß er barfuß und mit flatterndem Hemd über den Flur zur Alten rannte, an ihr Bett stürzte und ihr eröffnete, daß von jetzt ab wieder Alles beim Alten sei, daß er und Marie das große Zimmer für sich allein haben und sich über Niemand mehr ärgern wollten.

„Ich bin's zufrieden!“ sagte die Mutter und

sah ihn an mit einem Blick voll Haß, wie ihn nur das eigene Blut verpöhlert.

So war also Alles wieder wie früher, und dem Franz, der in den letzten Wochen gelernt hatte, den Pathe und mit ihm allen übrigen neuerungswüthigen Fortschritt zu hassen, war's wieder wie damals, als er bei den Soldaten fast ertrunken wäre, als er immer aufstieg und aufstieg — Säusen in den Ohren und einen Druck zwischen den Augen — und doch nicht an's Licht kam: bis endlich endlich Lüne an sein Ohr klangen und er die Luft einathmete in langen Zügen.

Einem ganzen Tag lang hatten sie Frieden, alle Drei.

Bis die Marie über einen Eimer fiel, den die Alte im Flur hatte stehen lassen. Das war das Erste. Dann wollte die linke Stube der rechten den Besen nicht leihen. Das Schwein war in das Stübchen gelaufen, und die Marie sollte schuld daran sein. Eine getreue Nachbarin kam. Und bald zuckten die Funken rechts vom Flur, durch alle weißlichen Zungen Seelhausens hindurch, nach der großen Stube links. Marie weinte täglich. Die Alte war gelber als ein Kohlblatt im Herbst. Im Dorf hingen die spitzen Nebensarten an allen Bäumen und der Flur war wie mit Messern gebeckt. Franz konnte nicht auftreten, ohne sich zu schneiden.

Eines Tages kam der Pathe wieder. Franz riß ihm fast den lehmblonden Christusbart aus den Semmelbacken und jagte hinter ihm her mit einem Holzstock, daß der Arme bleich und schauend im nächsten Dorf ankam und beim Kaffee für sein plöcklich vom Irdischen befallenes Pathekind betete, in schönen, salbungsfetten Worten.

Und die Seelhauser gaben ihm Recht, was die Berrücktheit anbelangte: Das Korn hatte der Franz gemäht. Nun lag's auf dem Feld und verkaufte. Er selber stand vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Ecke seines Gartens und schachtete aus und mauerte und zimmerte.

Und eines Tages war ein Häuschen fertig mit einem Zimmer, einem Fenster und einer Thür. Der lange Franz ging in das Stübchen rechts vom Flur, holte die Alte am Arm heraus mit drohendem Schweigen und führte sie durch den Garten nach ihrer neuen Wohnung. Er schob sie hinein und schloß die Thür hinter ihr zu. Nach sechs langen Stunden brachte er ihren Ofen und das sonstige Gerüth, schloß die Thür wieder auf und gab ihr Alles hinein.

Als der Pathe am anderen Tage, rothgequollen vom Jorn der Enttäuschung, zu ihm in den Stall getreten war, ging plöcklich die Stallthür auf mit Kreischen und Krachen. Der schwarze Roß des Pathe flog heraus, umflattert von Weinen und Armen. Die Jauche klatschte über ihm zusammen. Zwei Stiefel zeigten in den Himmel und der Kopf suchte im Mist, bis er sich mühselig abwandte und spuckend in die Höhe kam.

Wie der Pathe sich von dieser Irdischkeit gereinigt hat und ob der Bart seine lehmige Blondheit und die Backen ihren rothigen Glanz zurückbekamen, weiß man nicht, denn der schwarze Roß des Pathe ist nicht mehr aufgetaucht in Seelhausen und den umliegenden Dörfern.

Als ich den langen Franz am selben Tag, wo mir der Kanzelfriedrich das erzählte, noch zu sehen kriegte, hielt er ein pausbäckiges Mädchen an der Hand; das war sein Töchterchen. Hinter ihm kam Marie mit der Alten. Und die Beiden lachten miteinander wie Kinder.

„Denn seitdem ein Jeder sein eigen Reich hat, ist Frieden!“ sagte der Kanzelfriedrich. Und gleich nachher guckte er lange in den herbstgrünen Birnbaum, wo die reifen Früchte hingen: „Wenn's alte Obst ewig hängen wöllt, gäb's keinen Platz für's neue.“ —



Feuilleton.

Herbst.

Astern blühen schon im Garten, Schwächer trifft der Sonnenpfeil. Blumen, die den Tod erwarten Durch des Frostes Senkerheil.

Brauner dunkelt längst die Saide, Blätter zittern durch die Luft. Und es liegen Wald und Weide Anbewegt in blauem Duff.

Frisch an der Gartenmauer, Kranich auf der Winterflucht. Serbtes Freuden, Serbtes Trauer, Welche Rosen, reife Frucht.

Detlev von Liliencron.

Ich kann warten. Die Tage werden kürzer und kühl. Der dünne Nebel will nicht mehr warm halten: die nagelalten Herbstnebel dringen durch ihn hindurch und machen den Körper frosteln. Dagegen hilft nur ein warmer Mantel, und den hat der alte Kolporteur auch hervorgeholt und angezogen.

Im Vorzimmer eines seiner Kunden steht der alte Mann und reißt sich die Klammern Hände. Die Tasche mit den Broschüren und Zeitungen hat er vor sich an das Tischlein gelehnt. Mit scharfem Blick schaut er durch die offene Thür: O, er kann warten! Er weiß: er muß warten. Er ist ganz an die Lampe seiner Stunden gewöhnt. Menschentümlich und Lebenserfahrung hat er zur Genüge auf seinen Wanderungen von Thür zu Thür gesammelt. Er weiß, sie betrachten ihn Alle mehr als einen Almosenempfänger, denn als einen ehrlichen Handelsmann, der seine Waare in Geld umsetzen will.

Noch das war damals, vor dreißig, vierzig Jahren!

Wie ganz anders heute! Heute steht der Kolporteur im Dienste seiner Partei. Er fühlt sich als Agitator, der durch die Verbreitung seiner Schriften Wissen und Aufklärung in die Masse des Volkes zu bringen hat. Und so ist seine Partei zur politischen Macht herangewachsen. Er kann nicht warten, denn seine Zeit ist sein kostbares Gut; er muß mit ihr gehen.

Aus Hebbel's Briefen. Welchen Eindruck Hebbel's 'Judith' kurz nach ihrem Erscheinen in Buchform auf ihren Schöpfer machte, schildert uns ein vom 27. Juli 1841 datierter Brief, den Friedrich Hebbel von Hamburg aus an seine Freundin Charlotte Roussau in Aachen schrieb. In diesem Briefe heißt es: 'Meine Judith ist jetzt bei Hoffmann & Campe in Hamburg erschienen. Druck und Papier sind ausgezeichnet schön, ich kann auch sonst mit meinem Verleger zufrieden sein, und wünsche nur, daß er ein lebliches Geschick mache. Ich würde Ihnen außerordentlich gern ein Exemplar senden, wenn die Entfernung für ein so geringfügiges Geschenk nicht gar zu groß wäre. Weg gelassen habe ich nichts, denn das Ding mag nun sein, wie es will, die ursprüngliche Gestalt ist und bleibt die natürlichste; aber Sie sind da habe ich einen Vorbehalt vermerkt, um ein doppeltes Motiv mehr hervorzuhellen, und zwei neue Szenen habe ich hinzugefügt. Das kommen denn die Regensburger. Gestern las ich die erste, in den kritischen Blättern der 'Sartenhalle', d. h. die erste, die es mit dem gedruckten, nicht mit dem geschriebenen Stück zu thun hatte. Sie war von Wiesbaden, sehr ausführlich und sehr bitter. Mir selbst, dem Verfasser, werden große Folgen gemacht; ich bin 'ein Geiz' — was kann man mehr sein in einer Welt, wo Niemand weniger ist? Aber mein armer Geisteszustand ist ein Prothema und etwas nach Vergere's, auch Judith muß sich viel Belästigungen gefallen lassen. Trotz alledem kommt das Stück von großen, schönen und erhabenen Jagen, und Daniel jedoch wie die Mutter erheben ganz heimliche Komplimente; ja, Regensburger wünscht nichts mehr, als daß er mit recht bald wieder begegnen möge. Dergleichen mußte einem unsere Partei zu Grunde richten, wenn er nicht eiter acht Tage vorher aus dem Munde eines ehemaligen Feindes, eines Mannes, der zwei Wäcker auf einmal redigiert und der nur so oft lebt, als die Aue blüht, herauskommt hätte: 'Judith sei eine gewaltige, titanenhafte Schöpfung, mit der man nicht rechten könne, es sei die Willkommene Nacht, die man jähle; Regensburger habe das Stück drei-mal hintereinander gelesen, das sei eines Lobens, als was uns in vielen Jahren gebrach sei, überaus lobend, ja! allmählich ist.' Sie werden doch, wie untereinander das Stück gegen mich ist? Es gibt den Kolporteur acht Tage vor der

aus: 'Die Verleumdung'. Eine Skizze von Hebbel's Briefen, herausgegeben von Ludwig Gumbel. Berlin und Leipzig, Schöner & Pöggel.

Wunde. Hier haben Sie ein treues Bild der deutschen Kritik; sie ist die Windrose, die das Entgegengesetzte verknüpft und ich darf sagen: So wenig die Lober als die Tadler haben die Idee meines Dramas verstanden. (Aus Friedrich Hebbel's Briefe. Nachlese. Berlin, W. Behr's Verlag.)

Nochmals die Seeschlange: ältestes und größtes Exemplar. Die vielberufene Seeschlange hat ihre alljährlich zur Hundstagszeit fällige, fröhliche Auferstehung auch diesmal gefeiert, indem uns Rudyard Kipling's unanfechtbare Gewährsmänner wieder mit einem stattlichen Exemplar der von zweifelsüchtigen Zeitungsletern so gerne bestrittenen Spezies bekannt gemacht haben. Wenn man Kipling's journalistischen Augenzeugen kein Vertrauen schenkt, muß man umso mehr ein ganz ungewöhnlich hartgesottener Ungläubiger sein, als deren unsagbares Ungeheuer doch nur ein Waisentnabe, ja, ein Widelfind, ein Embryo ist im Vergleich zu einem anderen Exemplar, daß seit Urzeiten existiert hat und von einer solch phänomenalen Zähigkeit ist, daß es aller Bekämpfung zum Trotz fortzuwauern wird bis zum jüngsten Tage, um erst dann seine denkwürdigsten Leistungen zu vollbringen. Die heiligsten Ueberlieferungen wissen davon zu erzählen, die wir von dem alttestamentlichen Glauben unserer heidnischen Vorfahren, beziehentlich ihrer erstgradigen Bettern im skandinavischen Norden besitzen. Jedenfalls hat die germanische Niesen-Seeschlange z. B. vor dem jüdischen Wehemoth das voraus, daß sie einer Spezies angehört, von der allerdings erheblich kleinere — Vertreter schon oftmals von zuverlässigen Leuten beaugenscheinigt worden sind. Diese merkwürdige U-Seeschlange unserer Mitvorderen führt den Namen Midgard-Schlange, weil sie, in den unergründlichen Tiefen des Ozeans hausend, das ganze Erdenrund (Midgard) vollständig umschließt, und zwar zweimähtiger Weise so, daß sie sich selber in den Schwanz beißt. Das sind ja nun schon erntmalige Thatsachen, noch merkwürdiger aber ist ihre Jugendgeschichte. Der böserartige Gott Loki ist nämlich mit der Midgardschlange zur gleichen Zeit, wie mit der Unterweltsgöttin Hel und dem furchtbaren Wolf Fenrir, schwanger gegangen und hat das Schicksal geboren. Das darf nicht weiter in Betrachtung setzen, hat doch auch der Griechengott Zeus die Ägine zur Welt gebracht, und zwar sogar aus höchst eigenem Hamme: eine physiologische Unregelmäßigkeit, die von Loki wenigstens nicht berichtet wird. Freilich aber war der Göttervater Wotan von der umherherziehenden Mißgeburt so wenig erbahrt, daß er sie jählings in das erdumspannende Weltmeer hinabschleuderte. Da wuchs sich nun die Midgardschlange zu ihren heutigen Größenverhältnissen aus, und da hat sie — nur hin und wieder von dem erschreckten Auge irrsahrender Seeleute im furchtlich brandenden Meere von ferne erspäht — des gewaltigen Augenblicks, da sie in die weltgeschichtliche Aktion treten wird. Inzwischen aber hat sie, von ihrem jähren Sturz aus der Götterwohnung Asgard abgesehen, auch schon in ihrem Erdenwallen ein paar bemerkenswerthe Abenteuer erlebt. Als der Donnergott Thor oder Donar eines Tages mit dem ungeheuerlichen Niesen Hymir zum Fischfang ausfuhr, hatte er wohlweislich als Köder einem Odjen das zottige Haupt abgerissen:

Der Irftüberdünnte Niese für sich, zog der Walfische zwei mit der Angel, Dertweilen der Wodanjohn listig Ein Fischlein hinten an's Fahrzeug band. Des Kurzes Bewältiger, der wohlwill den Menschen, Gängt an die Angel des Odjen Haupt: Da grüß aus der Tiefe der gottverhagte Ungläubiger der Lande gähnend den Fraß. Und Donar der Klügige riß gewaltig Den brennen Stützbaum an Bord empor Und schlug mit dem Hammer den schweißlichen Hochberg Des wüthigen Schwäbels dem Schlachtfremd des Walfes. Die Klüppen erschraden, es fangen die Felsen, So fuhr die alte Erde zusammen: Und wieder jauf in die See der Fisch.

Das nennt man doch ein anständiges Gern. Aber noch einmal hat Thor, diesmal freilich, ohne es zu können, mit der Niesen-Seeschlange angebanden. Als er zu Nejaß bei dem erfindungsreichen Niesen Chymir weilte, heißt dieser ihn außer an anderem heiligen Wandwert, auch an einer mähtigen großen, grauen Kage die göttliche Kraft erproben, die ihn aber nicht mehr ermaglicht, als die ihren Klüden krummende Kage so weit zu heben, daß sie einen Fuß ein wenig löst. Nachher klart dann der verdamnte Niese seinen gewaltigen Gäß also über den räthselhaften Schwanzgrund auf: 'Als Du die Kage löpft

und ihr einen Fuß von der Erde hobst, da erschrafen Alle, die es sahen; diese Kage war die Midgardschlange, die um alle Lande liegt, und kaum war sie lang genug, daß Schweiß und Haupt die Erde berührten; denn so hoch strecktest Du den Arm auf, daß er nicht weit vom Himmel war.' Aber wehe dem Donnergott, wenn demaleinst der große Tag des Weltunterganges kommt, den die heidnischen Nordgermanen 'Götterdämmerung' nennen! Während unter dem vereinten Ansturm aller götter- und menschenfeindlichen Gewalten die Gestirne vom Himmel fallen, das Firmament in Flammen aufgeht und die Erde im Ozean versinkt, tritt auch die Seeschlange in die langerwartete Thätigkeit und tödtet den Donar:

Den Segner von Midgard, den mächtigen Sohn Der Göttin des Gundes, begeistert der Weltturn; Und Firgun's Geborner, dem fern alles Wangen, Weicht vor der Schlange neun Schritte zurück.

Die Donar indes dem tödtlichen Gifte der Midgardschlange erliegt, tödtet er noch sie selber mit dem wuchtigen Hammer. So beschließt denn ihr Dasein im allgemeinen Eohwobolu des Weltendes die älteste und größte der Seeschlangen; ob sie auch die Mutter der ganzen Gattung war, wagen wir nicht zu entscheiden. Ob die kleineren Exemplare, wie man sie so oft in allen Meeren beobachtet hat, ihren Stammbaum auf die Midgardschlange zurückführen, und wie — sei es durch generatio aequivoca, Spaltung oder wie immer, das gehört nicht in den Untersuchungsbereich des Geschichtschreibers, sondern muß als höchwichtiges Problem der ernstlichen Aufmerksamkeit der Naturforscher anempfohlen werden.

Der Schembartlauf oder Schembartanz war ein Privilegium der Metzger und Messerer zu Nürnberg, das ihnen im Jahre 1349 vom Kaiser Karl IV. verliehen wurde. Ueber diesen Schembartlauf, der ein Fastnachtsspiel war, schreibt Ernst Müllner in Hoff in seinem reich illustrierten Werke 'Der Fastnachtsspiel' (Leipzig, Eugen Diederichs): Der Schembartlauf war eines der angesehensten, reichsten und schönsten Schauspiele, die man sich denken kann. Dem Zuge voraus liefen Schalksnarren, die mit Kolben und Prütlern blähen, Reiter mit Köben, welche Eier mit Rosenwasser enthielten, die sie auf die Schönen warfen, die in Thür und Fenster dem Schauspiel zusahen, und der sogenannten Puffer, der mit vollen Händen Kisse in die dichtgedrängte Volksmenge warf. Dann folgte eine in Leinwand oder Zwilling gefleibete und verarbeitete Flotte und Leuzelinnen, 'wilde Männlein', Holzmannen und Holzfrauen; 1489 waren es im Ganzen 32 Personen. Sie wurden von den Messern gestellt. Dann kam der eigentliche Schembartzug. Die Schembartläufer schwangen in der einen Hand einen Spieß, während sie in der anderen einen Raubbüschel trugen, worin ein Schwärmer steckte, den sie, wenn sie ihn abgebrannt hatten, durch einen neuen ersetzten. Mit diesem Büschel schlugen sie wie mit einer Prütle auf die Leute ein, erschreckten sie durch Abrennen der Schwärmer, warfen auch wohl Loh und Asche in das Publikum. In der Mitte des Zuges bewegte sich die Hölle, ein prunkhafter Aufbau in den verschiedensten Formen. Das eine Jahr hatte sie die Gestalt eines Narrenschiffes, das andere die eines Jungbrunnens, oder sie stellte einen Basilisk dar oder einen Stindeinastesser in einem Kasten oder eine große Büchse, woraus man alte Weiber schoß, oder eine Windmühle mit einem Storchennest und unten einen bepflanzten Esel, den ein Narr trieb, oder einen Venusberg oder Liebesgarten und so weiter. Nach Beendigung des Schembartlaufes wurde die Hölle verbrannt. Im Schembart wurden auch zuweilen Personen und Zustände karrikirt und in's Lächerliche gezogen. Zu Beginn der Reformation bespotteten die Schembartläufer den Ablass dadurch, daß sie die Schnitel der zerschrittenen Ablassbriefe an ihre Kostüme hefteten, die dann ein eigenthümliches Geräusch hervorriefen. Im Jahre 1539 lief ein großer Schembart, nachdem man ihn seit 15 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Die Schembartläufer trugen bei diesem Lauf ein weißes Wams mit gelben und blauen Strichen, die an den Aermeln rautenweise sich kreuzten; bis zum Knie reichende Hühnerhosen in den gleichen Farben, weiße Strümpfe und Schuhe. Als Kopfbedeckung hatten sie einen weißen Hut mit goldenen Flügeln. Die Hölle stellte ein Schiff dar mit einem Doktor der Medizin, einem Geistlichen mit einem Brettspiel und einem Narren.

Alle für die Redaktion der 'Neuen Welt' bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!